

Revue Alsacienne de Littérature
Elsässische Literaturzeitschrift

génie des lieux



N° 136

2^e semestre 2021

Jesus war Jude. Diese Aussage mutet so selbstverständlich an, dass sie sich zu erübrigen scheint. Die Geschichte des Christentums zeigt jedoch, wie groß die Scheu davor gewesen ist, die jüdische Identität von Jesus ernst zu nehmen. Das Unbehagen daran führte seit dem 19. Jahrhundert zu etlichen Versuchen, die nichtjüdische Identität von Jesus nachzuweisen. Houston Steward Chamberlain (1855-1927) etwa, ein wichtiger ideologischer Gewährsmann Hitlers, hielt Jesus für einen „Arier“. Der einflussreiche protestantische Theologe Walter Grundmann sinnierte im „Dritten Reich“ auf dieser Linie über „Jesus, den Galiläer“ (1940). Wengst kommt zwar in seinem Buch nicht auf solche Verrenkungen zu sprechen. Es geht ihm hier aber darum, die vielfach übergangene jüdische Identität von Jesus wieder ins Licht zu rücken. Belehren möchte er also. Die genaue Exegese einschlägiger Texte soll zu einer neuen Sichtweise verhelfen. Wie schon der plakative Titel seines Buches andeutet, richtet er sich dabei weniger an Fachleute als an Laien. So verzichtet er, was man bedauern mag, auf Anmerkungen und ein Literaturverzeichnis. Allerdings bietet er eine Liste der Stellen aus biblischen und nichtbiblischen Texten, die von ihm zitiert worden sind. Dass er, ein evangelischer Theologe (Professor für Neues Testament an der Universität Bochum), die Aufklärung über die jüdische Prägung von Jesus als seine Herzenssache versteht, konnte ich als Teilnehmer an zwei seiner Workshops erleben.

Grob gesagt, gliedert sich sein Buch in drei Teile: Zuerst arbeitet der Autor heraus, dass sich Jesus mit seiner Eigenwilligkeit durchaus noch im

Rahmen der üblichen innerjüdischen Auseinandersetzungen bewegt. Keine Rede kann davon sein, dass sich seine Anhänger als „Christen“ von den „Juden“ abgrenzen. Erst im zweiten Jahrhundert soll die Fremdbezeichnung „Christen“ zur Eigenbezeichnung werden. Dann schildert Wengst, wie sich die allmähliche Herauslösung der Lehre Jesu aus dem jüdischen Kontext und ihre Integration in den „hellenistischen“ bzw. „römischen“ Kontext vollzieht. Erst dadurch konstituiert sich das Christentum mit seiner tendenziell feindlichen Abgrenzung vom Judentum. Am Ende fragt Wengst danach, welche Konsequenzen für die Gegenwart sich aus seinen Befunden ergeben.

Wenn Jesus etwa seine neue Lehre unter Bezugnahme auf die Tora artikuliert, so stellt er dabei die Tora keineswegs in Frage, sondern möchte nur den in ihr verkapselten lebendigen Sinn entbinden. In dieser Hinsicht ist er sich durchaus mit einer Gruppierung wie den „Pharisäern“ einig, die sonst, insbesondere bei *Matthäus*, als seine Gegenspieler hingestellt werden (S. 38, 64, 155-156, 177). Analog versteht der Apostel Paulus seine liberale, auch für Nichtjuden übernehmbare Deutung der Tora nicht als Infragestellung, sondern Erfüllung der Tora. Überhaupt beharrt er, der die Lehre Jesu den „Völkern“, d. h. den Nichtjuden nahebringen möchte, energisch auf seiner jüdischen Identität. Wengst macht aber anhand der sogenannten Pastoralbriefe – fälschlicherweise Paulus zugeschriebene Briefe an Titus und Timotheus – deutlich, wie die Lehre Jesu unter Bezugnahme auf Paulus aus einer nicht- oder gar antijüdischen Perspektive umgedeutet wird. Er nimmt dabei auch die Briefe von Clemens und Barnabas in den Blick, die sich nicht im biblischen Kanon befinden. Signifikant ist hier etwa die veränderte Rolle des Wortes „*christós*“ – die griechische Version des jüdischen Wortes „*Messias*“ („*maschinab*“), deutsch: der „*Gesalbte*“. Aus einem Titel für Jesus wird ein Bestandteil des Namens: „*Jesus Christus*“. Der Hoheitstitel „*Christus*“ tendiert nun dazu, wie Wengst registriert, sich an die Stelle des menschlichen Namens zu setzen. Dies weist daraufhin, dass die menschliche Seite von Jesus: „*Menschensohn*“, ganz von seiner göttlichen Seite: „*Gottessohn*“, überlagert wird. Es kommt zu einer „*Vergöttlichung*“ von Jesus, seiner Umdeutung im Sinne der im Römischen Reich tonangebenden griechischen Philosophie, d.h. insbesondere derjenigen Platons. Jesus, zum überirdischen Star befördert, verliert seine Brisanz für das Irdische. Dass Gott, im Sinne des Propheten Jesaja zu den Menschen hinabsteigt, um eine verhärtete, in Ungerechtigkeiten verstrickte Menschenwelt aufzubrechen –

also das eigentlich „*Messianische*“ –, passt nicht mehr ins Konzept (S. 120-121).

Das Christentum konstituiert sich also, indem es sich gegenüber dem Judentum, seinem fruchtbaren Urgrund, immunisiert. In dem Maße, wie es sich ganz auf seine Eigenständigkeit konzentriert, droht es an seiner erstrebten Stabilisierung zu ersticken.

Am Schluss fragt Wengst danach, wie mit diesem – nicht behebbaren – „*Geburtsfehler*“ des Christentums umzugehen sei (S. 334). Er plädiert mit einem pädagogischen Gestus dafür, die traditionelle Überheblichkeit der Christen gegenüber den Juden zu überwinden und eine „*Bescheidenheit der Hinzugekommenen*“ (S. 339) an den Tag zu legen. Diese neue Haltung soll durch das Umschlagsbild seines Buches veranschaulicht werden. Die Skulptur von Joshua Koffman: *Synagoga and Ecclesia in Our Time* kann als Replik auf die Figuren von Synagoga und Ecclesia an der Fassade des Straßburger Münsters verstanden werden. Während diese Figuren die Überlegenheit des Christentums gegenüber dem Judentum demonstrieren sollen, zeugen die einander zugewandten weiblichen Figuren Koffmans von einer kommunikativen Beziehung Gleichberechtigter.